

# Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V.

(445.) Protokoll über die Arbeitssitzung am 8. Juli 2005

Anwesend: **Drollinger**, Dr. Kuno, Karlsruhe; **Goldschmit**, Johannes, Karlsruhe; **Hoyland**, Hildegart, Karlsruhe; **Kohlmann**, Richard, Karlsruhe; **Krimm**, Prof. Dr. Konrad, Karlsruhe; **Lang**, Susanne, Karlsruhe; **Moebus**, Stefan, Neckarsulm; **Müller**, Dr. Leonhard, Karlsruhe; **Noe**, Georg, Ettlingen; **Noskina**, Irina, Karlsruhe; **Pohl**, Dr. Monika, Karlsruhe; **Roellecke**, Elga, Karlsruhe; **Roellecke**, Prof. Dr. Gerd, Karlsruhe; **Rürup**, Klaus, Karlsruhe; **Rürup**, Miriam, Leipzig; **Rürup**, Ruth, Karlsruhe; **Schadek**, Dr. Hans, Freiburg; **Schmitt**, Dr. Heinz, Karlsruhe; **Schwarzmaier**, Prof. Dr. Hansmartin, Karlsruhe.

Vortrag von

**Miriam Rürup**, Leipzig

über

**Jüdische Studentenverbindungen in Baden  
Auf Kneipe und Fechtboden: Inszenierung von Männlichkeit  
in jüdischen Studentenverbindungen in Kaiserreich und Weimarer Republik**

[erweiterte Fassung eines gleichnamigen Aufsatzes in: Martin Dinges (Hg.),  
Männer – Macht – Körper. Campus 2005, S. 141-156 (im Druck). Der Vortrag vor der  
Arbeitsgemeinschaft wurde in etwas geänderter Form gehalten]

„Und doch ist es nicht die Empfindsamkeit und die Geistreichelei, sondern die Mannhaftigkeit, der so viel gelästerte Schneid allein, auf den es in der Not – und wer wollte leugnen, dass unser Volk in Not ist – ankommt. Und schuldig sind wir unserem Volk, dass wir ihm Männer schaffen. Dass wir dies tun, gibt uns unsere Existenzberechtigung“.

So schrieb im Frühjahr 1917 ein Mitglied der jüdischen Studentenverbindung Hasmonaea an seine Bundesbrüder. In dieser Äußerung ist das Wesentliche, das die spezifisch jüdische verbindungsstudentische Rhetorik ausmachte, benannt: Schneid, Mannhaftigkeit, Abgrenzung von allem, was mit dem negativ belegten Begriff „Büchermensch“ und damit einem Mangel an Tatkraft hätte verbunden werden können.

Aus nicht-zionistischer Sicht beschrieb ein Alter Herr, Benno Jacob, das Ziel der Verbindung ähnlich: „*Die Erziehung des deutschen jüdischen Studenten zum Manne und dass er sich als Mann, als Jude und als Deutscher sein ganzes Leben lang behaupte und bewähre*“. Wie sollte diese Erziehung, die das Mannsein und damit die Anerkennung als vollwertige Mitglieder der deutschen und bei den Zionisten darüber hinaus der jüdischen Nation zum Ziel hatte, in einer jüdischen Studentenverbindung vor sich gehen? Dies soll im Folgenden an zwei Orten des verbindungsstudentischen Lebensstils veranschaulicht werden: an der Kneipe und am Fechtboden.

## **1. Zur Einführung**

Jüdische Verbindungen entstanden Ende des 19. Jahrhunderts infolge des Ausschlusses jüdischer Studenten aus den traditionellen Korporationen. Die erste dieser Art wurde 1886 in Breslau gegründet und schloß sich 1896 mit vier weiteren Vereinen zum *Kartell-Convent der Verbindungen deutscher Studenten jüdischen Glaubens (KC)* zusammen. Sie verstanden sich als deutsch-vaterländisch. In Baden gehörte diesem Verband die Badenia an, die von 1890 bis 1901 als Mitbegründerin des KC in Heidelberg bestand und infolge von antisemitisch motivierten Handgreiflichkeiten mit der Alemannia 1901 vom Rektor suspendiert wurde. Kurze Zeit danach wurden die Bavaria und Nicaria als Nachfolgeverbindungen gegründet, die Nicaria dabei als schwarze also nicht farbentragende Verbindung. An der Universität Freiburg gründeten Mitglieder der Badenia im Jahr 1896 die Friburgia, die bis 1903 bestand. Ebenfalls nach der Jahrhundertwende entstand die Ghibellinia, die als ehemalige Freie Wissenschaftliche Vereinigung 1904 in den KC als Kartellverbindung aufgenommen wurde. In Karlsruhe existierte von 1905 an ein Stammtisch namens Badenia, der von der TH nie als Korporation zugelassen wurde, doch 1919 in den KC als Verbindung Aufnahme fand. 1892 formierte sich in Berlin die erste national-jüdische Studentenverbindung, die mit weiteren Verbindungen 1901 den *Bund Jüdischer Corporationen (BJC)* bildete. Parallel dazu existierte ab 1906 das *Kartell Zionistischer Verbindungen (KZV)*. Beide nationaljüdischen Verbände taten sich 1914 zum *Kartell Jüdischer Verbindungen (KJV)* zusammen. Auch die nationaljüdischen Verbindungen fanden in Baden eine Heimat: in Freiburg existierte seit 1903 ein Verein Jüdischer Studenten (VJSt) sowie ab 1907 eine dezidiert zionistische Verbindung, die Ivria. Beide gingen 1914 als gemeinsame Verbindung im KJV auf. In Heidelberg war ebenfalls eine Verbindung mit dem Namen Ivria entstanden, allerdings erst 1911. Sie focht zwar keine Bestimmungsmensuren, gab aber ab 1913 unbedingte Satisfaktion, was 1919 auf bedingte Satisfaktion abgeschwächt wurde. Die aktiven Studentenverbindungen existierten bis 1933.

Die jüdischen Korporationen übernahmen die traditionellen verbindungsstudentischen Formen des Zusammenlebens – sie trugen Farben, hatten Wahlsprüche, hielten regelmäßige Kneipenveranstaltungen ab, fochten mehrfach wöchentlich, bildeten einen Lebensbund. Vor allem der Ehrbegriff und die Wehrhaftigkeit, die Ehrverteidigung mit der „blanken Waffe“, spielten in der Erziehung der jüdischen Studentenverbindungen eine wichtige Rolle. Durch die Mensur (das studentische Duell) und das Fechten sollte der Status als starker, deutscher und zugleich stolzer jüdischer Mann in den Körper und damit in die Gesellschaft eingeschrieben werden. Die Betonung von männlicher Kriegerehre und mannhaftem Tatidealismus wurde im 19. Jahrhundert zentraler Bestandteil der „neuen, bürgerlich-nationalen Integrationsidee“. Die jungen, nach sozialem Aufstieg strebenden bildungsbürgerlichen Juden versuchten sich von der stereotypen Gleichsetzung von intellektuell mit jüdisch, weichlich, unmännlich und folglich undeutsch abzusetzen und sich in die Ehrgemeinschaft der deutschen Akademiker einzufügen. Insofern ist bei der Betrachtung jüdischer Verbindungen immer auch danach zu fragen, wie eine marginalisierte Gruppe wie die jüdischen Studenten sich in die Mehrheitsgesellschaft einzuschreiben suchte. Der Aspekt der Marginalisierung, der im Connellschen Konzept der Hegemonialen Männlichkeit unabdingbar mit dieser verbunden ist, soll hier am konkreten Beispiel beleuchtet werden. Interessant ist dabei die Frage, mit welcher sozialen Praxis die jüdischen Verbindungsstudenten ihre Männlichkeit inszenierten. Die Anpassung an die hegemoniale bürgerliche, nationale und sozial exklusive Männlichkeit, die ihr Vorbild im preußischen Kriegerethos fand, spielte sich insonders auf Kneipe und Paukboden als den im studentischen Milieu naheliegendsten Orten ab. Dort wurde mit traditionell verbindungsstudentischen Formen die Ablösung des „New Jewish Man“ vom „unheroic“ Jew inszeniert. Über die Arbeit an einer neuen, starken Körperlichkeit sollte die Verbesserung des eigenen Standes erreicht und repräsentiert werden, ein Bestreben, das Max Nordau unter dem Begriff „Muskeljudentum“ subsumierte. Die Studentenverbindung erwies sich somit gerade für die Randgruppe der jüdischen Studenten als Ort der Manns- und Deutschwerdung gleichermaßen.

## **2. Die Kneipe**

Im Zentrum des Verbindungslebens stand die „Kneipe“. Darunter sind sowohl der Ort der geselligen Zusammenkünfte als auch das Ritual, das sie umgab, zu verstehen. Es existierte zum einen die statuarisch festgelegte regelmäßige Kneipveranstaltung der Einzelverbindung. Zudem gab es festliche Kommerse, die zu Jubiläen der Verbindungen oder zu anderen, z.B. nationalen

Feierlichkeiten stattfanden, wobei meist die Bürgerschaft der jeweiligen Stadt, darunter auch Frauen – zuweilen als „Damenflor“ umschrieben – anwesend waren.

Diese Veranstaltungen waren ohne Bierkonsum undenkbar. Bier spielte im studentischen Leben eine sehr wichtige Rolle – es handelte sich nicht um ein beliebiges Getränk, vielmehr wob sich um den Trinkvorgang ein ganzes Netz von Ritualen, Regeln und Disziplinierungsvorstellungen. Diese Bedeutung schlug sich auch in der Terminologie des Kneiprituals nieder, zu der Bierminuten, Bierzeitung, Bieroper etc. gehörten. Den Ablauf des Trinkens im Rahmen einer Kneipe oder eines Kommerses regelte das „Bierkomment“, in dem Spiele zur Unterhaltung vorgesehen waren. Analog zu den Ehrengerichten tagten „Biergerichte“; das „Bierjungentrinken“ als Saufwettbewerb entsprach innerhalb des Kneiprituals dem Duell.

Das Wetttrinken war während einer Kneipe zentral. Wenn ein Teilnehmer nicht mithielt, verlor er seine „Bierehre“, geriet dadurch in den „Bier-Verschleiß“, aus dem er sich durch eine „Biermensur“ wieder „rauspauken“ konnte. Diese Aufzählung verdeutlicht, wie eng „Fechtboden“ und „Kneipe“ rhetorisch im Verbindungsleben verbunden waren. Zeev Rosenkranz bezeichnete die Riten der zionistischen Studenten als „adoleszente Spiele“, Männlichkeitsbeweise, die voller Anspielungen auf die sexuelle Potenz gewesen seien – das Nichttrinkenkönnen auf einer Kneipe wurde „Bierimpotenz“ genannt. Kommerse hatten maßgeblichen Einfluß auf die öffentliche Darstellung der Verbindungen und waren damit als Orte der (Re)Präsentation des gesellschaftlichen Status von enormer Wichtigkeit – hier wurde nicht nur Selbstbewußtsein, Stärke und Geschlossenheit demonstriert, sondern letztlich auch Männlichkeit in Szene gesetzt.

Das Singen war das zweite Standbein der Kneipenrituale. Es fand zu allen feierlichen Anlässen statt und war ebenso ritualisiert. Neben Verbandsliedern gehörten zum klassischen Gesangskanon patriotische Lieder (bei zionistischen Verbindungen auch palästinaorientierte Stücke) und unzählige Trink- und Studentenlieder. Da die Lieder nicht nur im Verbindungskreis sondern gerade auch öffentlich bei Stiftungsfesten und anderen Kommersen gesungen wurden, hatten sie eine erhebliche Außenwirkung und gestalteten das Bild der Verbindung in der Öffentlichkeit. Die Übernahme der studentischen Bräuche scheint hier Teil eines rituellen oder ritualisierten „sozialen Dramas“ (Turner) zu sein. Durch eine „performative Leistung“ (Butler) inszenierten die jüdischen Studenten nicht nur ihre Geschlechteridentität, sondern darüberhinaus ihre nationale Zugehörigkeit.

Die jüdischen Verbindungen im KC hegten den Wunsch, „*dem jüdischen Akademiker einen studentischen Kreis zu schaffen, innerhalb dessen ihm die Möglichkeit gegeben ist, die auf deutschen Hochschulen üblichen Sitten, studentischen Sinn und Geselligkeit zu pflegen*“. Gepflegt wurde diese Geselligkeit in eigens dafür angemieteten Räumen; der Mietzins richtete sich – ebenfalls sehr studentisch – nach dem Bierkonsum der Gäste. Lokalitäten mit einer angemessenen Reputation zu erhalten, erwies sich für die jüdischen Studentenverbindungen jedoch oftmals als Problem. So waren die jüdischen Verbindungen fast jedes Semester gezwungen, ihren Kneipenort zu wechseln. So traf sich die Freiburger Ghibellinia mal im Colmarer Hof, mal im Restaurant Waldhorn, mal im Wiener Cafe und mal Zum Grünhof, um nur einige Beispiele der fast allsemestrigen Umzüge zu nennen. Grund dafür war, daß antisemitische Studenten und ihre Verbindungen ein Lokal bisweilen mieden, wenn der Wirt zugleich an eine jüdische Verbindung vermietete – daraus folgte meist, daß der Wirt den jüdischen Gästen den Vertrag aufkündigte. In Heidelberg führte ein Konflikt in dem berühmten Studentenlokal „Perkeo“ im Jahr 1923 zu einer Schlägerei, die zur Folge hatte, daß die Bavaria für ein Semester suspendiert wurde.

Eine herausragende Stellung nahm bei den deutsch-vaterländischen jüdischen Verbindungen die Frage der Teilnahme an Kommersen ein, die beispielsweise aus Anlaß der Reichsgründung öffentlich veranstaltet wurden. Bei diesen Gelegenheiten traten die Einzelverbindungen meist „in corpore“ oder nur einige Vertreter in verbindungsstudentischer Uniform mit Fahne auf. Die Begeisterung, mit der jede nationale Feierlichkeit verbindungs-intern begangen und um die prominente Teilnahme an offiziellen Feiern gekämpft wurde, offenbart, wie sehr die jüdischen KC-Verbindungen bemüht waren, die Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft auch symbolisch durch die Absendung von Delegationen zu demonstrieren.

Ebenso symbolisch kann die Wahl der Lieder in den Textbüchern der deutsch-vaterländischen jüdischen Verbindungen gelesen werden, die sich kaum von denen anderer Korporationen unterschieden und sich durch einen recht eingeschränkten Motivfundus auszeichneten. Dieser war im offiziellen Teil durch eine Überbetonung der studentischen, männlichen, deutschen Ehre und Heldenhaftigkeit geprägt, zudem wurde ein enger Bezug zum deutschen Vaterland hergestellt.

Ein Beispiel soll verdeutlichen, welche Attribute der Männlichkeit und Stärke in den Liedern besungen wurden. Die Verbindung Sprevia in Berlin sang ihr Farbenlied (die Hymne, die die Vereinsfarben gelb-weiß-schwarz besang) zu der in Vereinen des 19. Jahrhunderts populären

Melodie von „Sind wir vereint“: *„Die Farben zeigen an, was wir erstreben; / Drum schützet sie mit Eurem Schwert. // Gelb war das Mal, mit dem die rohe Menge / Einst unsre Väter hat geplagt. / [...] Was Schandfleck war, ward unser Ehrenzeichen / Und Denkmal unsrer Feinde Schuld! // Weiss wie der Schnee, der eben frisch gefallen, / Sei unser Schild so blank und rein / [...] 'Furchtlos und treu!' lasst stets uns sein. / [...] // Schwarz ist die Nacht, die noch mit dunklen Schwingen / Der Menschheit Augen fest umhüllt. / Durch tiefes Dunkel müssen wir uns ringen / Hin zu der Freiheit lichtigem Bild. / Hass und Verleumdung setzt man uns entgegen / Stählt Euern Arm, der Kampf ist heiss; / [...]“*. Die Vergangenheit des jüdischen Volkes, mit Unterdrückung, Schwäche und Schande assoziiert, wird hier schwarz und dunkel gezeichnet. Dem wird die Zukunft gegenübergestellt, die weiß in der Ferne leuchtet und nicht nur für Freiheit, sondern auch für Stärke steht. Diese Zukunft, das anzustrebende Ziel, soll erreicht werden durch körperliche Stärkung und einen Sieg im Kampf gegen das Dunkel. Mit einer solch kriegerischen Rhetorik demonstrierten die jungen Studenten ihre körperliche Stärke, die sie nicht nur als Männer, sondern als ehrenhafte Juden auszeichnete – im Gegensatz zu den Vorvätern, die in der Vergangenheit passiv die Quälereien der „rohen Menge“ ertragen haben. Diese Gegenüberstellungen von dunkel und hell, Vergangenheit und Zukunft, Schande und Ehre, vor allen Dingen aber Schwäche und Stärke waren in den Liederbüchern der deutsch-vaterländischen jüdischen Verbindungsstudenten Legion.

Abgesehen von der Erklärung für die gelbe Verbandsfarbe der KC-Verbindungen fanden sich kaum Hinweise auf die jüdische Herkunft der Verbindungsmitglieder. Auch die Wahl der Melodien – traditionell deutsche, vaterländische und militärische Weisen –, zu denen die verbandseigenen Texte gesungen wurden, verweist eher darauf, wie stark sie der deutschen Kultur verhaftet waren, als daß es für ein spezifisch jüdisches Selbstbewußtsein sprechen würde. Außerdem schien die Betonung der deutschen und männlichen Ehre und Heldenhaftigkeit zentraler als die Definition einer jüdischen Ehre oder ihre Verteidigung gegen die Gefahr des Antisemitismus.

Während die nichtzionistischen KC-Verbindungen die studentischen Trinkrituale nahezu vollständig übernahmen, waren diese in den zionistischen Studentenverbänden umstritten. Die „Antikneipianer“ wandten sich gegen den Alkoholkonsum, da das exzessive studentische Biertrinken die Regeneration des jüdischen Volkes behindere. Dennoch schien es zunächst undenkbar, einer Verbindung beizutreten ohne Alkohol zu konsumieren. Die Kneipe war nach wie vor ein zentrales Ritual – das Bier war dabei nicht wegzudenken. Über den tatsächlichen Umfang des Bierkonsums gibt es kaum Informationen. Die Menge der Trink- und Sauflieder in

den Liederbüchern der jüdischen Verbindungen deutet aber auf einen recht hohen Stellenwert des Bieres hin. Dem steht die häufig aufgestellte Behauptung entgegen, die jüdischen Studenten tranken zu wenig Bier – weswegen sie auch so häufig die Lokale wechseln mußten. Interessant ist, daß die zionistischen Verbindungen teilweise das Bild der „Erfindung des kleinen Biers“ durch den abstinenten jüdischen Verbindungsstudenten reproduzierten. Die Bemühungen, dies als falsch zu belegen, ironisierte Shmarya Levin in seinen Erinnerungen an seine Studienzeit in Berlin: *„Die hundert und etlichen von uns waren nicht so viel wert wie ein halbes Dutzend guter Deutscher. So wurden wir von Lokal zu Lokal getrieben. [...] In jeder Versammlung pflegte Motzkin, fast mit Tränen in den Augen, die Studenten anzuflehen: “Freunde, trinkt um Gottes willen mehr Bier. Nehmt ein wenig Rücksicht auf unsern Verein!“, Es half nichts.“*

Über die rein verbindungs-traditionellen Rituale hinaus entwickelte sich aber eine unverkennbar national-jüdische Festkultur, obgleich weiter nach den Regeln der traditionellen Trinksitten ausgerichtet. Die österreichische jüdische Verbindung Kadimah Wien organisierte 1883 erstmals während des jüdischen Festes Chanukka eine Makkabäerfeier, womit ein religiöses in ein nationales Fest umdefiniert wurde. Sie rekurrten auf eine nationale Heldentat der jüdischen Ahnen, was eine implizite Aufforderung an die akademische Jugend enthielt, es den Vorfahren gleich zu tun, sich von der dunklen Vergangenheit zu lösen und starke, stolze Juden zu werden.

Die deutschen zionistischen Verbindungen hatten die Makkabäerfeste als festen Bestandteil in den Jahresablauf integriert – streng nach den Regeln studentischer Kommerse; zionistische Dichtungen waren mithin gemeinsam mit studentischen Liedern wie „O alte Burschenherrlichkeit“ zu hören. Welch immens identitätsstiftende Bedeutung dem Fest der Makkabäer beigemessen wurde, verdeutlicht die von Franz Oppenheimer auf einer solchen Feier in Berlin gehaltene Rede: *„Die Feier, die wir heute begehen, gilt einer nationalen Heldentat, [...]. Ein adlig Volk waren unsere Ahnen, als sie aus der Wüste hervorbrachen, um das gelobte Land zu erobern, ein ritterlich Kriegervolk mit spear- und schwertgewohntem Arm, wie seine Geschichte. [...] Von diesem adligen Volk stammen wir ab, in gerader Linie. [...] In diesem Bewußtsein dürfen wir das Makkabäerfest feiern, und bleiben doch gute Deutsche, wenn wir der trotzighohen Ahnen mit Stolz gedenken. [...] Was uns mit unserem verschiedenen Blut dennoch alle zu Deutschen macht, ist die gemeinsame Sprache und gemeinsame Geschichte [...]; unsere Väter haben auf den Schlachtfeldern des 19. Jahrhunderts mit ihrem Blute den Vertrag unterzeichnet, der sie ins deutsche Volk aufnahm“.*

Hier zeigt sich der Versuch, eine Brücke zwischen jüdischer und deutscher Identität zu schlagen sowie das Bedürfnis, sich auf eine identitätsstiftende gemeinsame Vergangenheit zu berufen und eine Kontinuität zu den als Helden verehrten Urahnen herzustellen. Diese wurden sowohl in der Bildsprache als auch in den Liedtexten durchweg als starke Kämpfer, männliche Krieger mit kräftigen Körpern dargestellt. Der Rückgriff auf antike Vorbilder sollte zwar das Streben nach Palästina historisch legitimieren. Dennoch erwiesen sich selbst die zionistischen Verbindungen als in der deutschen (Studenten-)Kultur verhaftet, indem sie einerseits Wert auf die Betonung ihrer Loyalität zum deutschen Vaterland legten, andererseits die gängigen Studentenbräuche gänzlich übernahmen.

Auch in der Auswahl der Lieder wird der Bezug zur nationaljüdischen Idee besonders deutlich. Was bei den nichtzionistischen jüdischen Verbindungen fast gänzlich fehlte, wandelte sich bei den zionistischen Verbindungen zu einer Hinwendung zu jüdischen Motiven, auch wurden Weisen aus der jüdischen Liturgie entlehnt. Während die nichtzionistischen Verbindungen dem Deutschen Reich als Heimat und Vaterland huldigten, richtete sich das Sehnen der zionistischen Verbindungen nach Palästina aus. Am deutlichsten wurde dies durch die Aufnahme der späteren israelischen Nationalhymne *Hatikwa* in einige zionistische Studentenliederbücher.

Die Lieder waren von Wehrhaftigkeit und dem Bemühen, die jüdische Ehre militant gegen antisemitische Bedrohung zu verteidigen, geprägt. Doch nicht immer waren Text und Ton derart aufeinander abgestimmt, wie die Verknüpfung von jüdisch-nationalen Texten mit Melodien deutschnationaler Lieder zeigt. Sowohl die Nichtzionisten als auch die Zionisten griffen weitgehend auf die gleichen Melodien zurück, wenn es galt, ihre verschiedenartigen Texte zu vertonen. Dies deutet auf die feste Einbindung in die Hegemonialkultur hin. Zugleich war die Wahl nationaler Melodien aber auch der Versuch, die eigene Verbindung demonstrativ in den gleichen Rang wie die angeseheneren Korporationen zu heben. Indem sie körperliche Kraft, Ehre, Stolz und Männlichkeit besangen, imaginierten die Studenten eine Gleichwertigkeit und Zugehörigkeitsgemeinschaft der jüdischen und nichjüdischen Verbindungsstudenten in Deutschland, deren gemeinsamer Nenner die Männlichkeit war. Daß dies wenig mit der Realität im akademischen und außerakademischen Alltag der jüdischen Studenten gemein hatte, schien die Begeisterung für die Kneipveranstaltungen kaum zu schmälern.



### **3. Eine Frage der Ehre: Der Fechtboden**

Eines der zentralen Rituale war die Mensur, die ihren Ursprung im Duell hatte. Es ging dabei einerseits darum, den Zusammenhalt der Gruppe zu bekräftigen. Andererseits galt es aber auch die Verbindungsehre zu betonen und nach außen durch die entstehenden Schmissee symbolisch zu demonstrieren – die in den Liedern häufig besungene Bereitschaft, „Gut, Mut und Blut“ dem Kampf zu weihen, darf hier ganz wörtlich verstanden werden.

Zuvorderst wurde immer der sowohl deutsche als auch männliche Charakter des Zweikampfes hervorgehoben. Da ein zentrales antisemitisches Vorurteil Juden per se als unmännlich ansah, schienen Zweikampf und Mensur besonders geeignet, die Männlichkeit der jüdischen Studenten und ihre Zugehörigkeit zum deutschen Kulturkreis zu unterstreichen. Gerade weil die deutsche Nationalbewegung als originär männliche Bewegung konzipiert war, bedurfte es des Nachweises der Männlichkeit, um sich von der Peripherie der Gesellschaft lösen zu können. Dieser Nachweis kann somit als Vehikel für die nach Anerkennung und Aufstieg strebenden jungen bildungsbürgerlichen Juden angesehen werden. Untrennbar von der Vorstellung der akademischen Männlichkeit war die Frage der Ehrbarkeit und Wehrhaftigkeit der akademischen Bürger.

Gerade die marginalisierten jüdischen Studenten, die sich in der Tradition der burschenschaftlichen Nationalbewegung sahen und in Verbindungen zusammenfanden, beanspruchten die Anerkennung ihrer Ehre, wobei sie in einer besonderen Situation waren: Von antisemitischer Seite wurde ihnen der Besitz einer solchen Ehre streitig gemacht und die Satisfaktionsfähigkeit aberkannt. Ihre Duellforderungen wurden nicht mehr akzeptiert, womit ihnen die Grundlage entzogen wurde, ihre Ehre gegenüber Angreifern auf „studentische Weise“ zu verteidigen – und damit ihre Ehrwürdigkeit überhaupt erst unter Beweis zu stellen. Denn Duelle konnten nur satisfaktionswürdige Mitglieder der Gesellschaft austragen – schließlich konnten nur ehrbare Männer ihre Ehre verlieren, die es nach einer Ehrverletzung wiederherzustellen galt.

In den Waidhofener Beschlüssen 1896 hatten die deutschnationalen Verbindungen Österreichs die Juden als „ehrlos“ erklärt, den Angehörigen des Verbandes die bewaffnete Austragung von „Ehrenangelegenheiten“ mit Juden untersagt und waren damit Vorbild auch für Verbindungen im Deutschen Reich. Nach Ende des Ersten Weltkrieges setzte sich schließlich das Konzept des satisfaktionsunwürdigen Juden allgemein durch. Der 1919 gebildete Allgemeine Deutsche Wafferring, der größte Verband schlagender Verbindungen, schloß jüdische schlagende

Korporationen satzungsgemäß aus und versagte ihnen die Satisfaktion. In Heidelberg verweigerte der Heidelberger Waffenring in den frühen Jahren der Weimarer Republik bereits ihren jüdischen Kommilitonen die Satisfaktion und die Vereinigung Heidelberger Verbindungen verwehrte den jüdischen Verbindungen die Aufnahme in ihren Kreis.

Diese Entwicklung war für die jüdischen Verbindungsstudenten verhängnisvoll. Sie erwarteten, daß der Nachweis von Wehrhaftigkeit in Duellen zur gesellschaftlichen Anerkennung genügen und die Antisemiten eines Besseren belehren würde. Das Bestehen im Duell sollte dazu beitragen, das Bild vom „feigen“ Juden zu zerstören. Der wehrhafte jüdische Student bezweckte damit, seine Abkehr vom angeblich verweichlichten, vergeistigten „Ghettojuden“ und „Büchermenschen“ unter Beweis zu stellen. Wie George Mosse festgestellt hat, entwickelte sich im 19. Jahrhundert der „unmännliche Mann“ zum Inbegriff des Anti-Typus zum starken Helden. Indem den jüdischen Studenten aber verwehrt wurde, Duellforderungen zu überbringen, schien ihnen die Grundlage zur Erlangung gesellschaftlicher Anerkennung entzogen zu sein. Der Beweis von Mut und körperlicher Stärke beim Zweikampf galt als Nachweis männlicher Ehre – körperliche Feigheit, als Gegenstück, war die höchste Schande.

Während das Duell ein individuelles Auftreten gegen den Vorwurf von Feigheit war, stellte die Mensur, das zentrale verbindungsstudentische Ritual, einen Beweis der Stärke des Kollektivs dar. Bei der Mensur wird keine Einzelehre, sondern die Ehre der Korporation verteidigt bzw. demonstriert. Die Mensur war zugleich identitätsstiftendes Ritual, stärkte den inneren Gruppenzusammenhalt, demonstrierte Geschlossenheit und bildete sowohl ein Initiationsritual für Neuzugänge, als auch ein Institutierungsritual (Bourdieu). Damit wurde man(n) in einen neuen Stand versetzt, der nur einem Segment der Gesellschaft vorbehalten war. Mensuren hinterließen körperliche Markierungen – die Schmisse. Diese Narben im Gesicht symbolisierten die Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen exklusiven sozialen Status. Hier zeigt sich die Verknüpfung von quasifeudalen Konzepten mit dem Ehrgeiz, als Teil des (Bildungs-)Bürgertums akzeptiert zu werden. Die Übernahme dieses Rituals drückte den Wunsch aus, ebenfalls Prestige zu erlangen und seine gesellschaftliche Stellung zu verbessern. Gerade die Tatsache, daß die Mensur auch nach dem Verlust ihrer ursprünglichen Bedeutung – eines Zweikampfes um der Ehre willen – weiterhin vollzogen wurde, beweist ihre nachhaltige symbolische Funktion. Es ging nunmehr um das Ruhighalten bei einer Verletzung, wodurch Mut, Tapferkeit und Disziplin – eindeutig männlich konnotierte Tugenden – nachgewiesen werden sollten. Ähnlich wie bei der Beschneidung – so könnte man zugespitzt feststellen – suchten die jüdischen Verbindungsstudenten, mit Blut eine Verbindung zu

markieren. Diese Verbindung war durch die Schmisse für alle sichtbar – Schmisse, die mithin auch als „Narben der Zugehörigkeit“ bezeichnet werden können.

Die im KC vereinten Studentenverbindungen waren stets bemüht, ihre deutsch-vaterländische Gesinnung zu betonen. Diese sollte vor allem durch „Schneid“, durch zackiges, selbstbewußtes Auftreten nach außen, hervorgehoben werden. In ihren Statuten hatten sie die Stärkung des jüdischen Selbstbewußtseins propagiert. Erreicht werden sollte dies durch „Pflege körperlicher Übungen“ sowie geistige Erziehung, wobei erstere den größten Raum einnahm.

In einer Denkschrift setzte sich die Verbindung Badenia zum Ziel: „*Wir müssen das Odium der Feigheit und Weichlichkeit, das auf uns lastet, mit aller Energie zurückweisen*“. Dies erst schaffe die Grundlage für die Entstehung eines neuen jüdischen Selbstvertrauens und jüdischer Selbstachtung. Es erschien den jüdischen Verbindungsstudenten als ein Gebot der Ehre, sich auf dem Fechtboden zu bewähren und „*mit dem Säbel Achtung [zu] verschaffen*“. Fechten diente ihnen in erster Linie zur Selbstbehauptung gegenüber den sie verachtenden nichtjüdischen Korporationen. Sie wollten dadurch soziale Anerkennung und Prestige erlangen sowie ihre Ehre als Studenten, als Deutsche, als Männer und als Juden bezeugen. Je mehr ihnen allerdings die Satisfaktionsfähigkeit und damit die Ehrbarkeit abgesprochen wurde, desto weniger vermochten sie, ihre Ehre auf dem Fechtboden zu beweisen. Vor allem nach dem Ersten Weltkrieg wurden Stimmen laut, die eine Reform des Verbindungswesens auf diesem Gebiet forderten. Infolgedessen wurde Turnen und Sport, die auch vorher teilweise üblich waren, mehr Bedeutung beigemessen. So waren in der Weimarer Republik die Mitglieder der Heidelberger Bavaria verpflichtet, während ihrer Burschenzeit das Deutsche Sportabzeichen zu machen und eine Boxausbildung zu absolvieren.

Die Erziehung zur Männlichkeit war gerade für die zionistischen Verbindungen zentral. In der Verbandszeitschrift der *Jüdische Student* hieß es 1911 zur als besonders männlich angesehenen militanten Verteidigung der jüdischen Ehre: „*Also: nur in die Schnauze schlagen! Nachher mögen die Messuren zustande kommen oder nicht. Jene haben dann doch einen gewissen Eindruck weg, unsere Leute haben das Bewusstsein, mannhaft und unerschrocken gehandelt zu haben; diese Sorte derber Mannhaftigkeit ist für die rein menschliche Ausbildung enorm wertvoll*“. Die Männlichkeitserziehung legitimierte geradezu die Existenz der Verbindungen, wie auch eingangs zitiertes Rundschreiben vom Frühjahr 1917 erkennen ließ.

Von Beginn an fochten die zionistischen Verbindungsstudenten. Doch zionistische Fechten war allenthalben von geringerer Bedeutung als in den deutsch-vaterländischen jüdischen

Verbindungen. Die Semesterberichte erwähnten zwar auch die regelmäßigen Fechtkurse, doch seitenlange Schilderungen von Erfolgen auf der Mensur fehlten. Gleichwohl war auch hier das Erziehungsziel „Männlichkeit“ nicht weniger deutlich – diese Männlichkeit äußerte sich in der Überbetonung von körperlicher Stärke, wie sie auch das bereits erwähnte, für die zionistische Bewegung wegweisende Postulat des Muskeljudentums (Max Nordau) einforderte.

Weitaus mehr Raum nahm bei den zionistischen Verbindungen statt des Fechtens das Turnen ein. Sie erstrebten die *„physische Regeneration des jüdischen Volkes“*, die den verhaßten und „degenerierten“ bzw. „entarteten“ „Ghettotypus“ beseitigen sollte. Dabei wurde dem Turnen analog zur deutschen turnenden Nationalbewegung eine wesentliche erzieherische Funktion zugeschrieben. Zionisten hatten die ersten jüdischen Turnvereine in Deutschland eingerichtet, ihre Progammatik wurde folgenderart umschrieben: *„Wir Nationaljuden dürfen keine Büchermenschen sein, sondern Männer, die für den Kampf ums Dasein gerüstet sind und ins Leben eingreifen. [...Dazu braucht es die] Ausbildung aller männlichen Tugenden, der Stählung der Kräfte und der Stärkung des Mutes“*.

Doch auch die zionistischen Verbindungen ließen das wehrhafte Auftreten nach außen nicht gänzlich fallen. Der Sinn des Fechtens wurde aber anders als bei den nichtzionistischen Verbindungen nicht hauptsächlich in der Steigerung des gesellschaftlichen Ansehens gesehen, sondern in der Bedeutung für die innere Festigung der Verbindung. Die unbedingte Satisfaktion galt als „Zweckmässigkeit“, sie bot sich als Instrumentarium im Abwehrkampf und zur Körperertüchtigung an und war damit vor allem taktisches Mittel. In einer Verbindungs-Flugschrift, die sich 1912 mit der Übernahme des studentischen Duellprinzips auseinandersetzte, wird deutlich, worum es beim Fechten gehen sollte: *„Ob man das Duell für innerlich berechtigt anerkennt, oder als mittelalterlichen Unsinn verdammt, berührt die Frage für uns nicht, die wir in ganz anderem Lichte sehen. Für uns ist nur einzig und allein der Gesichtspunkt massgebend, unsere Feinde nicht an unserem Mut und unserem Ehrgefühl zweifeln zu lassen“*.

Die Übernahme des studentischen Satisfaktionsverständnisses zeigt dennoch, wie stark selbst die radikal zionistischen Verbindungen in die Hegemonialkultur eingebettet waren. Es ging den Zionisten darum, ihre Ehre nach außen hin offensiv zu vertreten und Geschlossenheit zu demonstrieren. Das Konzept der dezidierten Stärkung des innerjüdischen Ehrgefühls und des demonstrativ „ehrwürdigen“ Auftretens verdeutlicht aber den Vorrang, den die innerjüdische Festigung bei den zionistischen Verbindungen hatte.

Nach dem Ersten Weltkrieg allerdings lösten sie sich weitgehend von diesen traditionellen Formen, schafften das Prinzip der Satisfaktion ab und wandten sich einem praktischeren Zionismus zu. Doch auch in Fragen des „alltäglichen“ Zionismus wurde die Ehre als Konzept beibehalten, wenn auch in Wandlung begriffen. Nunmehr ging es um die Etablierung einer zionistischen Ehre – diese konnte beispielsweise durch selbstlosen Einsatz für zionistische Organisationen erlangt werden. Der Gedanke der studentischen Wehrhaftigkeit trat damit in den Hintergrund und der Verband wandte sich eher praktischen Fragen zu wie der Selbstbehauptung (und falls nötig auch Selbstverteidigung) in Palästina und der Arbeit an der „Regeneration“ der „jüdischen Nation“.

#### **4. Fazit**

Die Veranstaltungen auf Kneipen und Fechtböden nahmen in den Studentenverbindungen großen Raum im Verbindungsalltag ein. Die Kneipen waren Orte, an denen ein wiederkehrendes und streng normiertes Ritual vollzogen wurde. Es sollte dazu beitragen, die Teilnehmer zu disziplinieren und zu echten, „männlichen“ Männern zu erziehen. Exzessives – zugleich kodifiziertes – Trinken und Singen hatten entscheidenden Anteil an dieser Erziehung. Auch auf dem Fechtboden sollten die Mitglieder zu Männern geformt werden. Männer, die für die Ehre der Verbindung einzustehen bereit waren und diese Ehre mit der Waffe in der Hand gegenüber Angreifern verteidigen konnten. Es ging dabei um die Inszenierung von Gemeinsamkeit, Stärke, Selbstbewußtsein nach außen und die demonstrative Überwindung des Stereotyps vom verweichlichten, vergeistigten und körperlich schwachen Juden.

Die verbindungsstudentische Rhetorik trug letztendlich sowohl bei den sich als deutsch-vaterländisch verstehenden als auch bei den zionistischen Verbindungen dazu bei, ein Verständnis einer spezifisch jüdischen Ehre herauszubilden, das in ein verstärktes jüdisches Selbstbewußtsein mündete – ein Selbstbewußtsein, das sich nicht zuletzt aus der inszenierten Männlichkeit speiste.

Kneipe und Fechtboden waren Orte, an denen ein Kampf ausgetragen wurde, der letztlich auf etwas anderes als den Sieg (auch auf der Kneipe wurde gekämpft, wenn auch mit Bierkonsum und nicht mit Schläger oder Säbel) zielte. Fechtboden und Kneipe können als Orte gelten, an denen sich eine „Zugehörigkeitsgemeinschaft“ von Deutschen, Juden, Akademikern, Männern überhaupt erst konstituierte. Andersherum führten die praktizierten Rituale auf den Kneipen und den Fechtböden durch ihre ideologische Befruchtung, die häufig „jüdisch“ aufgeladen

wurde, im Gegenzug wiederum zu einer „Re-Judaisierung“ der Verbindungsstudenten. Auf Kneipe und Fechtboden wurde die Männlichkeit der Kontrahenten inszeniert und demonstriert. Und diese Männlichkeit wiederum diene als Vehikel zur Aufnahme in die Hegemonialgesellschaft bzw. in die (deutsche) Nation. Für die jüdischen Verbindungsstudenten erwies sich dabei die Orientierung an der hegemonialen Männlichkeit (Connell) als durchaus zentral – erweitert werden müßte der Begriff hier um den Hinweis, daß es sich um die im akademischen Feld als hegemonial akzeptierte Männlichkeit handelt. Hegemonial erschien ihnen der preußische Kriegerethos, die kämpferische, deutsch-vaterländische sowie jüdisch-nationale Männlichkeit, die mit dem Ehrenkodex und der deutschen Bierehre verbunden war. Allerdings genügen bei der Frage, wieso die jüdischen Studentenverbindungen die Formen und Praktiken hegemonialer Männlichkeit zwar kopierten und im jüdischen Milieu auch durchaus hegemonial wurden, aber an der hegemonialen Männlichkeit doch nicht im erwünschten Sinne partizipieren durften, die Connellschen Kategorien der Marginalisierung nicht weiter bzw. müßten um eine genauere Untersuchung der Mechanismen von Eingrenzung und Ausgrenzung von Minderheitengruppen erweitert werden. Um diese Mechanismen der ReProduktion von ethnischer Ungleichheit zu verstehen, bietet es sich an, den Connellschen Begriff durch das Habituskonzept (Bourdieu) zu ergänzen. Diese Verbindung könnte zu einem tieferen Verständnis der Entstehungsprozesse dessen führen, was man im Fall der jüdischen Studentenverbindungen am ehesten als marginalisierte Männlichkeit fassen könnte – eine Männlichkeit, die sich am Leitbild einer hegemonialen Männlichkeit orientierte, von dieser aber nicht akzeptiert wurde und dennoch innerhalb des jüdischen Milieus und in ihrer performativen Praxis durchaus hegemonial wurde.

## DISKUSSION

*Prof. Roellecke:* Das war ein sehr schöner, sehr informativer Vortrag. Aber seien Sie mir nicht böse, wenn ich jetzt nicht in Frageform rede, sondern in Redeform, das geht schneller. Dass die jüdischen Verbindungen gegründet worden sind als eine Reaktion auf die Abweisung der jüdischen Studenten durch die Deutschen Verbindungen, das glaube ich Ihnen nicht ganz, und zwar deshalb nicht, weil ja nach 1870 eine ganze Reihe konfessionell-religiös gebundener Verbindungen gegründet worden sind. Ich weiß jetzt die Namen nicht alle, aber z.B. auf katholischer Seite das Neue Deutschland, der katholische Kartellverband und auf evangelischer Seite, glaube ich, der Wingolf. Und in dieser Phase sind auch jüdische Verbindungen gegründet worden. Ich vermute deshalb zunächst einmal, dass sich die Juden ebenso formiert haben wie etwa die christlichen Konfessionen, und da gab es natürlich auch einen Gegensatz. Ich bestreite sicher nicht, dass es vor dem Ersten Weltkrieg Antisemitismus gegeben hat. Aber die

konfessionellen Verbindungen - und es gab auch politische Verbindungen - waren natürlich auch gezwungen sich abzugrenzen, und man müsste man die Zurückweisung jüdischer Studenten auch durch diesen Abgrenzungszwang relativieren.

Das war der erste Punkt, doch der zweite Punkt ist mir eigentlich noch wichtiger. Über die studentischen Verbindungen vor dem Ersten Weltkrieg ist ja viel gespottet und geschimpft worden. Die seien alle reaktionär gewesen, konservativ bis in die Knochen und haben militaristische und auch männerbündische Formen an den Tag gelegt, seien als unangenehm empfunden worden, als unfrei jedenfalls. Und nun machen das die Juden auch. Da muss man sich ja wirklich fragen, warum dies eigentlich so war? Und musste sich dann die Kritik, die an den Verbindungen geübt wurde, nicht auch an die jüdischen Verbindungen richten. Ich persönlich habe dieses Verbindungswesen immer als ein Stück Unfreiheit betrachtet. Ich war nie in einer Verbindung, weil mir das Verbindungswesen als unfrei erschien. Und nun frage ich mich, wie die jüdischen Verbindungen diese Haltung übernehmen konnten, was das eigentlich war und was daran noch spezifisch deutsch war?

Und dann fehlte mir ein Gesichtspunkt, das ist jetzt mein dritter Punkt, nämlich die Rolle der deutschen Studentenverbindungen überhaupt. Die deutschen Studentenverbindungen haben ja eine lange Geschichte, die Ursprünge liegen im Mittelalter. Die Universitäten waren da nach Nationen aufgeteilt. Das mussten sie aus rechtlichen Gründen tun, und die Studenten mussten in Nationen zusammengefasst werden. Daraus haben sich dann Landsmannschaften und Corps gebildet, und das war alles schon vor 1800 da, wurde aber vor 1800 von den fürstlichen Staaten entschieden verfolgt. Das wurde als Orden interpretiert, und die wurden zum großen Teil dann verboten, jedenfalls gab es Schwierigkeiten. Aber die Studentenverbindungen waren ja mit den Universitäten eng verbunden. Nun aber wich der Status der Studentenverbindungen ein wenig vom Status der Universitäten ab. Diese hatten ja ihrerseits einen eigenartigen Status, denn sie hatten im Ständestaat gleichsam fürstlichen Rang. Sie haben auch immer wieder gefordert, in die Landtage aufgenommen zu werden, was ihnen dann nach 1815 in den neuen Verfassungen auch gelungen ist, in denen die Sonderstellung der Universitäten deutlich wurde. Die Universitäten gehörten zu den drei Einrichtungen, die von dem Umschwung nach 1800 praktisch nicht beeinträchtigt worden sind und sich nicht haben verändern müssen. Die erste, das ist ganz klar, war die Kirche. Die hat eine eigene Stellung, besonders die katholische Kirche. Die zweite waren die Universitäten. Die Universitäten vertraten den Fortschritt, und wer auf der Seite des Fortschrittes marschiert, der wird nicht kontrolliert. Sie haben also sozusagen ihre alten Formen ins 19. Jahrhundert übertragen können. Das dritte war die Reichspost. Das hatte bestimmte juristische Gründe, warum das ausgerechnet diese waren, man hatte sozusagen keinen Titel auf nationaler Ebene gehabt. In Bezug auf die Universitäten bedeutet dies, dass sie sich mental nach 1800 überhaupt nicht geändert haben. In ihrem Umfeld gab es aber immer noch die Studentenverbindungen, die wurden jetzt liberalisiert, politisierten sich dann und gerieten sofort in den Strudel der vormärzlichen Auseinandersetzungen. Und diesen politischen Anspruch haben die Studentenverbindungen eigentlich beibehalten, und das, glaube ich, muss man berücksichtigen, wenn man fragt, warum die jüdischen Studenten eigene Verbindungen dieses Typs haben wollten, die der Tradition entsprachen. Und das kann auch erklären, warum die nichtjüdischen Studenten etwas gegen jüdische Verbindungen hatten. Bis 1800 waren die Juden ja in die ständische Ordnung eigentlich nicht aufgenommen. Da wäre niemand auf die

Idee gekommen, eine jüdische Verbindung zuzulassen. Jetzt tauchten die Juden auf einmal auf, und das machte den anderen natürlich Schwierigkeiten.

*Frau Rürup:* Ich fange gleich beim dritten Punkt an. Zum einen würde ich sagen, dieser politische Anspruch zeigte sich im Kaiserreich bei den Studentenverbindungen vor allen Dingen in ihrem Antisemitismus, dass die Verbindungsstudenten eben auch die politische Mitsprache in Fragen des Antisemitismus ebenso einforderten, wie sie im Vormärz die Mitsprache bei der nationalen Einigung eingefordert hatten. Und ich wüsste jetzt nicht, warum der politische Anspruch oder das politische Selbstverständnis erklären sollte, weshalb die allgemeinen Studentenverbindungen etwas gegen jüdische Studentenverbindungen gehabt haben. Ich würde sogar sagen, die nichtjüdischen Verbindungen hatten eigentlich nichts gegen jüdische Studentenverbindungen, sie wollten die Juden nur nicht in ihre eigenen Verbindungen aufnehmen. Aber ob es nun jüdische Studentenverbindungen gab, das war nicht das Problem. Damit komme ich jetzt wieder zum ersten Punkt dessen, was Sie gesagt haben. Sie meinen, dass die Gründung von jüdischen Studentenverbindungen keine Reaktion auf den Antisemitismus war, sondern Teil von einer, sagen wir, Konfessionalisierung der Verbindungen ab den 1870er Jahren. Da würde ich insofern widersprechen, als sowohl die Selbstwahrnehmung der jüdischen Studentenverbindungen als auch die Außenwahrnehmung die jüdischen Studentenverbindungen nicht als konfessionelle Verbindungen begriffen hat. Als sich der nichtkonfessionelle Sonderausschuss, mir fällt der genaue Name gerade nicht ein, 1905/06, im Zuge des Hochschulstreites, in Freiburg gegründet hat, da waren die jüdischen Verbindungsstudenten Mitglied dieses Ausschusses. Das heißt, sie wurden als nichtkonfessionelle Verbindung anerkannt und angesehen. Und sie selbst, als sie sich gegründet haben, das habe ich ganz zu Anfang kurz gesagt, haben ihre Gründung verstanden als eine vorübergehende Gründung, die nicht lange anhalten würde, sondern nur solange, wie es Antisemitismus gäbe. Das heißt, sie hatten, anfangs jedenfalls, gar nicht das Bedürfnis, eine jüdische Verbindung zu gründen, sondern sie wollten schlicht Mitglieder einer Verbindung sein und damit Teil am studentischen Leben jener Zeit haben wie andere Studenten auch. Und weil ihnen das in den allgemeinen Verbindungen nicht gewährt wurde, haben sie ihre eigenen gegründet. Dass da ein spezifisches jüdisches Selbstbewusstsein entstanden ist, ist eine allmähliche Entwicklung, die eigentlich erst nach zehn Jahren so richtig greift. Dass auch jüdische Geschichte gelehrt wird, dass die Studenten etwas zur jüdischen Religion lernen oder dass bei den zionistischen Studenten irgendwann entsprechende Lieder aufgenommen werden, das ist nicht von Anfang an so gewesen.

Nun zu Ihrer Frage zur Kritik an den Verbindungen des Kaiserreiches, in die man doch eigentlich die jüdischen Studentenverbindungen einbeziehen müßte, da würde ich sagen, wenn man die Verbindungen kritisiert, müßte man jüdische Studentenverbindungen genauso kritisieren wie alle anderen auch. Da bräuchte man das nicht ausnehmen; das ist das, was ich mit dieser Vorbemerkung von der Post-Shoa-Brille meinte, die einem immer die Gefahr auferlegt, dass man so eine jüdische Entwicklung mit besonderen Samthandschuhen anfasset. In diesem Fall denke ich, wenn man die Strukturen kritisiert, die es im studentischen Leben im Kaiserreich gegeben hat, dann soll man sie ruhig auch bei jüdischen Studenten kritisieren. Allerdings sollte man nicht vergessen, warum sie diese Verbindung als Organisationsform gewählt haben, weil sie eben auf Anerkennung und Respekt und Achtung von ihren



nichtjüdischen Kommilitonen hinzielten und meinten, dass sie die nur erhielten, wenn sie auch das Verbindungsstudententum annehmen.

Herr Schadek: Sie hätten vielleicht noch darauf hinweisen können, dass schon zur Zeit der Gründung der jüdischen Studentenverbindungen, selbst aus jüdisch-studentischen Kreisen, scharfe Kritik an diesen Gründungen geübt worden ist, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es meistens jüdische Studenten waren, die zum Sozialen hin tendierten. Diese sagten, das ist ein völlig unzeitgemäße Antwortung auf den Antisemitismus, der uns hier begegnet. Wir sollten das nicht in den überholten Formen des deutschen Studentenwesens beantworten, sondern mit anderen zeitgemäßen Formen. Es kam ja dann, Ludwig Frank war dabei, der Freiburger spätere Rechtsanwalt Robert Krummbach, zur Gründung der sozialwissenschaftlichen Studentenvereine mit jüdischen und nicht jüdischen Studenten, in Berlin zunächst 1891 und in Freiburg dann 1895. Das war der Versuch einer zeitgemäßen Antwort auf den Antisemitismus, der den jüdischen Studenten an den Universitäten begegnet ist.

Frau Rürup: Ja, das ist wahr. Diesen Aspekt habe ich vernachlässigt, sowohl im Vortrag als auch eben in der Reaktion auf die Frage. Ich hatte nur zu Anfang des Vortrages gesagt, dass es eben eine Minderheit war, die überhaupt in diese Verbindung gegangen ist. Und das lag daran – ich habe die Gründe dafür weggelassen, warum es Vertreter einer Minderheit waren – , weil es tatsächlich innerjüdisch auch vehemente Kritik gab, die dann immer gekontert haben damit, dass sie sagten: „Wir können aber nicht anders, solange wir als verweichlicht und vergeistigt angesehen werden, dann müssen wir deutscher als die Deutschen sein und eben diesen Weg wählen“. Aber Sie haben natürlich recht, es gab Alternativen, die sie hätten wählen können. De facto, wenn man sich dann die Weimarer Republik anschaut, wer innerjüdisch in Führungsposition ist, dann waren es doch diejenigen, die unzeitgemäße Formen gewählt haben.

Dr. Schmitt: Ich habe nur eine schlichte Frage. Sie haben gesagt, in den 1880er Jahren seien in den studentischen Verbindungen antisemitische Bestrebungen aufgekommen, und dadurch sei es zur Gründung der jüdischen Verbindungen gekommen. Wieso ist gerade in dieser Zeit, Sie haben die Gründe dafür nicht genannt, der Antisemitismus stärker geworden? Es gab ja viele Juden auch in den anderen Verbindungen; auch danach übrigens noch.

Frau Rürup: Die Frage kann man entweder ganz knapp oder ganz allgemein auf die Entwicklung des Kaiserreiches beziehen. Die innenpolitische Wende von 1879/80 ist Ihnen vermutlich ein Begriff, das spielte sich auf der allgemeinpolitischen Ebene ab. Auch auf der studentischen Ebene, so würde ich sagen, gab es infolge dieser innenpolitischen Wende oder überhaupt infolge einer konservativen Wende die berühmte Antisemitenpetition, die von dem Verein deutscher Studenten, also vom Kyffhäuser-Verband, in den Universitätsstädten betrieben wurde. Diese haben unglaublich viele Unterschriften gesammelt und in den Reichstag eingebracht, oder haben sie Bismarck vorgelegt mit der Bitte um Aufhebung oder Rückgängigmachung der rechtlichen Gleichstellung der Juden. Diese Unterschriftensammlungen haben teilweise in einzelnen Universitätsstädten, beispielsweise in Göttingen, 90 % der Studenten unterschrieben. Das heißt, das war ein zunehmendes Klima, in dem man sich antijüdisch gebärdet hat. Das äußerte sich nicht in pogromartigen Ausschreitungen und Ähnlichem, sondern in dieser Form des Antisemitismus. Doch weshalb sich dies jetzt genau in den 1880er Jahren und nicht früher oder später abspielte, das kann ich

Ihnen auch nicht sagen. Es gibt die Vorbilder in Österreich, wo die Entwicklung in allen Etappen ein bißchen früher war, sowohl was den Antisemitismus allgemein als auch was Arierparagrafen in den Verbindungen betrifft. In Wien hatte sich ja schon vorher eine starke zionistische oder jüdische Bewegung aufgetan, die auch nach Berlin ausgestrahlt hat. Das hat möglicherweise auch dazu beigetragen, dass die Ausweitung dann genau in den 1880er Jahren passierte.

*Herr Noe:* Ich war erschreckt zu sehen und hören, dass soviel Antisemitismus schon im Kaiserreich stattgefunden hat; das war mir in der Form nicht bekannt. Meine Frage haben Sie zum Teil schon beantwortet, aber ich will sie trotzdem noch einmal präzisieren. Dieser Antisemitismus, den Sie jetzt vor allem im akademischen Bereich und an den Universitäten beschrieben haben, war das ein Spiegel einer allgemeinen gesellschaftlichen Strömung, oder war die Universität quasi die Speerspitze dieser antisemitischen Bewegung? Das heißt, ist dies an den Universitäten von Intellektuellen propagiert worden, oder war das so auch im Alltag schon spürbar?

*Frau Rürup:* Zum einen, in der Literatur wird die Universität immer als Speerspitze angesehen; das, denke ich, kann man zum Teil übernehmen, zum Teil muss man das aber auch differenzieren. Und zwar sind die Studenten an den Universitäten durchaus in gewisser Form, eine Avantgarde, was diesen alltäglichen Antisemitismus betrifft, den ich beschrieben habe mit diesen Vorhaben, die jüdischen Studenten möglichst auszugrenzen und ähnlichem. Solche alltäglichen Sachen sind nicht manifest auf Papier und auf Statutenebene, das ist viel eher das, was man als kulturellen Antisemitismus bezeichnen könnte. Den Lehrkörper an den Universitäten kann man nicht durchweg als antisemitisch bezeichnen, auch nicht als Speerspitze, sondern an einigen Universitäten war es so, dass die Rektoren, vielleicht auch nur im Interesse des akademischen Friedens, eher diejenigen waren, die sich bemühten, die Studenten ein bißchen zu zügeln in ihren antisemitischen Bestrebungen.

*Dr. Müller:* Zu Ihrer Bemerkung, wie weit die Studentenschaft Speerspitze des Antisemitismus war, da würde ich sagen ‚cum grano salis‘. In Anlehnung an Herrn Roelleckes Beitrag muss ich doch noch einmal hinweisen auf die Tradition der katholischen Studentenschaft. Seit 1849 bilden die sich. Da gab es zwei Strömungen, einmal die Farbentragenden, mit CV und KV, die dann später in der Weimarer Zeit und bis in die Bundesrepublik eine ziemliche Rolle gespielt haben. Und dann gab es die Unitas, die mehr eine katholische Verbindung war, nicht farbentragend. Meines Wissens, doch bin ich da nicht ganz sicher, wurden Leute in diesen Verbindungen, die eine Mensur schlugen, exkommuniziert wurden. Infolge dessen waren die gar nicht satisfaktionsfähig. Wenn man hier von Studentenschaften spricht, dann muss man doch sehr wohl die Corps und die Burschenschaften, die um 1880 natürlich stockkonservativ sind und nicht mehr die Liberalen von 1820, unterscheiden. Als Wilhelm II. in Bonn studierte, war er natürlich im Corps Borussia, übrigens der badische Erbgroßherzog Friedrich studierte auch mit ihm. Das war die vornehmste Verbindung, in der man dann die Salamander auf den Kaiser feierte. Aber das muss man sehr unterscheiden von anderen Gruppierungen, so dass ich mir nicht vorstellen kann, dass in den katholischen Studentenverbindungen der Antisemitismus besonders gepflegt wurde. Die standen im Gegensatz zum Reich im Kulturkampf ebenfalls in der Reserve und waren nicht satisfaktionsfähig. Und in Schlesien war beim Oberregierungsrat für einen Katholiken Endstation. Da musste man Protestant und Corpsstudent sein, wenn man

weiter kommen wollte. Und jetzt habe ich noch eine Petiteesse als Frage. Sie erwähnten den „Davidstern“ bei der einen Corporation als Zeitung. Ich habe vor kurzem gelesen, dass dieser Davidstern erst seit 1897 offizielles Zeichen der Zionisten wurde. Der Davidstern, also dieses Zeichen der beiden gekreuzten Dreiecke, ist ja uralte, und im 14. Jahrhundert war es ein Zeichen der Brauer. Wir haben das seltsame Ergebnis, dass es in Heidelberg eine Engelsbrauerei gab, die hatte zwei Engel und dazwischen den Davidstern als Brauerzeichen. 1933 haben sie das schnell abgeschafft und in drei Ähren gewandelt, um nicht in den Verdacht der Zionisten zu kommen. Kennen Sie sich aus über die Geschichte des Davidsterns? Das würde mich interessieren.

Frau Rürup: Ich fange hinten an. Dass ich mich auskenne, das würde ich nicht behaupten, aber ich kann Ihnen zumindest erklären, warum 1897 der Davidstern zum Symbol der zionistischen Bewegung wurde. Das war, weil es eben auf dem Kongress in Basel 1897 überhaupt erstmals möglich war, und ich würde sagen, man hat auf diesen Davidstern zurückgegriffen, weil er in zionistischen Bewegungen, die vor der offiziellen Proklamation einer solchen Bewegung ja schon existierten, nämlich z.B. in Studentenverbindungen, weil er da schon als Zeichen des jüdischen Nationalismus üblich war. Das heißt, das Symbol des Davidsterns als nationales Symbol war 1897 bereits im Gespräch und wurde dort nur aufgegriffen. Aber wann und wie es nun kommt, dass es diese zweigleisige Entwicklung gibt, einmal das Brauereizeichen und dann den Davidstern als jüdisches Symbol, dazu kann ich Ihnen leider keine Antwort geben. Die Katholiken: Also da bin ich mir nicht sicher über diesen Aspekt der Satisfaktionsfähigkeit, denn satisfaktionsfähig zu sein stuft sich ja ab. Man kann ja auch keine Satisfaktion mit der Waffe geben, aber trotzdem satisfaktionsfähig sein, im Sinne der Ehrhaftigkeit kann man ebenbürtig sein und anerkannt werden, wobei eine Beleidigung zwar nicht mit einem Duell aus dem Weg geschafft wird, aber durch Entschuldigung Schlichtung oder sonstiges. Insofern weiß ich nicht genau, ob man katholische Studentenverbindungen nur deswegen als nicht satisfaktionsfähig bezeichnen kann, weil sie nicht Bestimmungsmensuren fechten und unbedingte Satisfaktion geben, was sie tatsächlich nicht taten, weil dies der Papst ja auch untersagt hatte. Was nun diese Speerspitze betraf, so ist es pauschalisierend, wenn ich sage, die Studentenschaft war als antisemitistische Bewegung eine Speerspitze gegen das Judentum in Deutschland. Diese Aussage ist ja schon deshalb pauschalisierend, weil sie auch alle, die nicht in einer Studentenverbindung waren, ausschließt. Und dass die Corps und die Burschenschaften und der Verein deutscher Studenten da in gewisser Weise Vorreiter waren, ist innerhalb der studentischen Verbindungsgesellschaft auch klar. Aber das habe ich im Vortrag deswegen nicht ausgeführt, weil ich mich ja nicht auf die Abwehr nach außen konzentriert habe.

Dr. Schadek: Vielleicht noch, da wir ja hier über Baden etwas hören wollten, den Hinweis darauf, dass an der TH in Karlsruhe 1919 der Studentenausschuß gegen die Berufung eines jüdischen Hochschullehrers vehement opponiert hat, und zwar so vehement, dass der Senat sich veranlasst sah, dagegen einzuschreiten und den Ausschuss auch für ein Semester suspendiert hat. Dieser Kampf gegen die Berufung jüdischer Hochschullehrer ist aber dann trotzdem hier in Karlsruhe auch von Seiten der Studentenschaft in der Weimarer Zeit durchaus weiter geführt worden, während von Seiten der Professoren kein Einspruch gegen die Berufung erhoben worden ist.

Frau Rürup: Es gibt ja auch den ganz berühmten Fall von Emil Gumbel in Heidelberg, den man dann in diesem Zusammenhang noch erwähnen könnte. Auch dort waren es die Studenten, die versucht haben, ein Disziplinarverfahren gegen Gumbel anzuregen wegen seiner pazifistischen Äußerungen und weil er die Ehrenhaftigkeit der Soldaten im Feld angezweifelt hatte. Auch da ist es interessanterweise so gewesen, dass die Studenten eben die Antreiber waren, und dass Karl Jaspers, der, so wie ich es jedenfalls bislang gelesen habe, der einzige war, der in einer Petition vor der Fakultät Widerspruch gegen eine solche Verunglimpfung von Gumbel eingelegt hat. Und 1931 wurde ihm dann tatsächlich seine Venia legendi aberkannt wegen ähnlicher Vorwürfe. Also da sieht man auch, dass die Studentenschaft durchaus im Kampf gegen nichtnationale Mitglieder führend war.

Prof. Schwarzmaier: Vielleicht noch ein Wort zu den deutschnationalen Studenten unter den Juden. Das ist ja ein Phänomen, das gerade in der Studentenschaft sehr deutlich hervortritt. Übrigens, da nach Baden gefragt wurde, da wollte ich doch noch bemerken, dass man in der großherzoglichen Zeit, wie ich meine, die badischen Universitäten von dem Verdacht eines militanten Antisemitismus weitgehend ausschließen kann. Die badischen Universitäten hatten außerordentlich viele jüdische Professoren, und der Großherzog selbst, der ja an der Spitze der beiden Universitäten Freiburg und Heidelberg als Rektor stand (in Karlsruhe nicht), hat sich sehr dafür eingesetzt, dass hier nicht nur Toleranz geübt wurde, sondern dass hier kein Unterschied gemacht wurde zwischen jüdischen und nichtjüdischen Professoren und Studenten. Was mich erstaunt und auch etwas bestürzt hat bei dem, was Sie erzählt haben, ist die Angleichung der jüdischen Verbindungsstudenten an die, ich möchte fast sagen, akademische Subkultur der Zeit vor 1914 und auch danach. Sie haben im Grunde genommen das unschönste und angreifbarste Element der deutschen Universität aufgenommen und in sich verkörpert und vereinigt. Aber auf der anderen Seite haben Sie dann hingewiesen auf das sehr starke nationale Element auch der jüdischen Studenten, und darauf wollte ich gerne hinaus. Ich denke da vor allem auch an die Studenten nach dem Ersten Weltkrieg und damit an den Bund jüdischer Frontkämpfer. Dort hat man sich – gerade bei den wachsenden antisemitischen Anfeindungen in der Weimarer Republik und in der NS-Zeit, außerordentlich stark bemüht nachzuweisen, wie sehr die Juden im Ersten Weltkrieg ihre nationale Pflicht erfüllt haben, wie viele dekorierte jüdische Soldaten und auch Offiziere und vor allem wie viele jüdische Gefallene es gegeben hat, die eben ihre Pflicht Deutschland gegenüber und als deutsche Staatsbürger getan haben. Dahinter verbirgt sich eine große Tragik, die sich bei mir verbindet mit dem Namen von Hans Rothfels, bei dem ich in Tübingen nach dem Krieg und nach seiner Rückkehr aus dem Exil noch Vorlesungen gehört habe, Sie wissen, Hans Rothfels ist im Ersten Weltkrieg schwer verwundet worden, hatte das Eiserne Kreuz erster Klasse und war Deutschnationaler. Er war ein Professor, dem man heute sogar seine geistige Nähe zu den nationalen Bewegungen der Weimarer Zeit zum Vorwurf macht. Aber er kommt aus der Gruppe gerade dieser nationalgesinnten deutsch-jüdischen Studenten, die ihre nationale Gesinnung auch weit in die Weimarer Republik hineingetragen haben und die eigentlich erst von den Nazis auf ihr Judentum zurückgeworfen wurden.

Frau Rürup: Zum RJF, also zum Reichsbund jüdischer Frontsoldaten. Das ist in der Tat so, dass da viele alte Herren von diesen jüdischen Studentenverbindungen selbstverständlich drin waren. Wenn man sich die Zahlen der Freiwilligmeldungen anschaut, dann waren die jüdischen

Studenten genauso eifrig wie ihre nichtjüdischen Kommilitonen, sich freiwillig zur Front zu melden. Aber interessanterweise waren, zumindest für Freiburg und Leipzig habe ich die Zahlen präsent, die korporierten jüdischen Studenten noch ein bißchen eifriger, sich freiwillig zur Front zu melden. Das schwankt dann zwischen 60 % der Studenten, die sich melden, und bei den korporierten eben bei 80 %. Und es gibt noch einen weiteren Aspekt noch vor Beginn der Weimarer Republik, denn in Heidelberg hat die zionistische jüdische Studentenverbindung mitgewirkt in der Heidelberger Studentenwehr, um Heidelberg vor den Spartakisten zu schützen. Auch das zeigt, dass sie sich eher den republikfeindlichen Strömungen schon vor der Republik zugehörig zu fühlen schienen, als den republikfreundlichen Strömungen.

Frau Mohn: (Bezieht sich auf das Verhältnis der Sozialdemokratie zu den studentischen Korporationen).

Frau Rürup: Ja, wobei man das nicht in die Richtung missverstehen sollte, dass der Eintritt in die Sozialdemokratie zwangsläufig eine Abkehr vom Korporationsstudententum bedeutet haben muss. Ludwig Haas ist da ein passendes Gegenbeispiel. Als badischer Innenminister war er ein aktiver Alter Herr, der bei der Badenia geblieben ist bzw., nachdem diese vom Senat der Uni Heidelberg aufgelöst wurde, in der Nachfolgeverbindung der Bavaria gewesen ist.

Frau Ruth Rürup: Gab es innerjüdische Kritik an den schlagenden Verbindungen, weil es eigentlich, vom religiösen Standpunkt her, wohl nicht gerade erlaubt ist, sich gegenseitig zu duellieren oder sich Verletzungen zuzufügen. Die Unverletzbarkeit eines Juden ist vom religiösen Standpunkt aus gesehen geradezu als heilig anzusehen. Kann das Judentum solche Auseinandersetzungen unter den Studenten rechtfertigen und wie verträgt sich dies alles mit den religiösen Gesetzen streng gläubiger Juden?

Frau Rürup: Die Frage passt ja zum heutigen Abend, einem Freitagabend. Das waren die Tage, an denen immer die Kartelltage der KC-Verbindungen begonnen haben. Zugleich beginnt heute der Sabbat, das heißt, eigentlich konnte man nicht in eine andere Stadt reisen, um dort an einem Kartelltag teilnehmen. Aber die jüdischen Studentenverbindungen hatten nicht viel mit religiösen Fragen im Sinn, haben sich kaum mit Dingen wie den Speisegesetzen oder sonstigen Gesetzen auseinandergesetzt. Es gab zwar immer wieder einmal innerverbandliche Diskussionen darum, aber es wurde nicht aufgehoben, dass man am Sabbat die Kneipe abgehalten hat und so weiter. Das war offensichtlich nicht das größte Problem, obwohl die Studenten teilweise aus religiösen Haushalten kamen. Aber das war in dieser Zeit relativ typisch, dass diese Generation, die dann auch an die Universitäten gegangen ist und die eine sich rasch verbürgerlichende Minderheit darstellte, säkular eingestellt war und sich vom Judentum der Eltern abgegrenzt hat. Doch muß man noch etwas hinzufügen: Selbst wenn die jungen Studenten jüdisch-religiös gewesen wären, hätten sie sich trotzdem, um ihre Ehre zu verteidigen, wahrscheinlich duellieren dürfen. Das hätte dann vermutlich abgehangen von der Meinung des jeweiligen Rabbiners, weil die Ehre durchaus ein schützenswertes Gut ist. Und es gibt ja verschiedene Güter, die als schützenswert gelten und für die man andere religiöse Gesetze brechen darf. Es gibt also eine Auslegung der Thora, auch im Hinblick auf die Unverletzbarkeit der Person, die besagt, dass ein Angriff auf die Ehre durchaus auch mit der Waffe verteidigt werden kann. Das wird natürlich in der studentischen Sprache nicht so

formuliert, aber es läßt sich doch so auslegen, dass man, wenn man Wert darauf gelegt hätte diese religiöse Absegnung zu haben, sie vermutlich auch bekommen hätte.

Prof. Krimm: Ich habe noch eine Frage. Ist dann diese ganze Situation, die so konfliktträchtig ist und so viele Zwänge aufweist, wieder einmal ein mitteleuropäisches Sondergut, oder spielt sich das in anderen europäischen Ländern vergleichbar ab?

Frau Rürup: Es ist die Frage, ob man die Schweiz zu Mitteleuropa zählen möchte oder nicht. Jedenfalls fallen mir, außer der Schweiz und Österreich, keine anderen Länder ein, wo es diese jüdischen Studentenverbindungen gab. Es gab sie in den USA später, aber natürlich nicht mit diesem Brauchtum im Hintergrund und dieser Tradition.

Prof. Krimm: Aber Antisemitismus gab es überall. Aber diese Formen, die Ablehnung des Ausschlusses der korporativen Bildung als Gegenbewegung, gab es wohl nicht, weil es die ganze Geschichte der Studentenverbindungen so nicht gab.

Frau Rürup: Genau. So würde ich es auch sagen; andernfalls wäre es anders gewesen. Aber das ist Spekulation. In Frankreich sind noch dazu die Universitäten, auch von der Gründung her, doch eher säkular ausgerichtet, so dass auch das noch einmal ein Hinderungsgrund gewesen wäre.

Prof. Krimm beschließt die Diskussion.